

(Nachdruck verboten.)

14] Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

„Au, Du stößt mir ja den Hut runter!“ Berta wich zurück und faßte mit beiden Händen nach ihrem Kopf. Vorsichtig legte sie den Hut aufs Bett. „Na, wie geht der Sch?“

Mine lachte mit einer gewissen Verschämtheit. „Gutt, sehr! Un Dir?“

„De siehst ja!“

„Ne, woher haste denn den feinen Hut?“

„Gekauft. Schön, gelle?“

„Wunderschöne“, rief Mine bewundernd und schlug die Hände zusammen.

„Seh Der“, sagte Berta, um vieles freundlicher.

Mine nahm auf dem Bettrand Platz und stockerte mit der Spitze ihres großen baumwollenen Regenschirmes an ihren Schuhen herum; sollte sie der Freundin was anvertrauen? Sie wußte nicht recht, wie sie's anfangen sollte.

„Du“, küßte sie endlich nach langem Besinnen, „ich hab en Schak!“

Berta war ganz mit sich beschäftigt, sie schien nicht zu hören.

„Er is aber sehr gutt und sehr schene, un —“ sie brach ab und lächelte stolz.

„So?“ sagte Berta leichtthin. „Weißte, ich muß eilen, die andern warten auf mer.“

„Wohin gehste denn?“

„Ich hab mer verabred't, mit fünf andren Mädels — ich weiß nich.“

Sie sagte nicht. „Komm Du auch mit!“ Mines Herz zog sich zusammen. Ihr Kleid glatt streichend stand sie auf.

„Wart, ich komme mit bis runter“, rief Berta.

Das Cape mit einem Finger am Anhängsel haltend und wie eine Windfahne wirbelnd, sprang sie leichtfüßig neben Mine die Hintertreppe hinunter. Unten am Hoftor schüttelte sie ihr die Hand. „Adie, Mine, amüßte Der!“ Plötzlich fiel's ihr ein, und einem gutmütigen Impuls folgend, haßte sie nach dem Kleid der sich langsam Entfernenden. „Du, Mine, komm och mit!“

„Ne, ne!“

„Wiste mer beese?“

„Ne, ne, ich —“

Mine beendete ihren Satz nicht, sie wurde glührot und guckte mit leuchtenden Augen der Larameterdrofsche nach, die, trotz der dichtgedrängten Inzassen, leicht und elegant an ihnen vorbeisaupte. Der Kutscher hob für einen Augenblick die Peitsche grüßend an den Zylinder.

Berta lachte. „Kennste den och?“

„Wen — wen meinst?“ stotterte Mine verschämt.

„Na, den Weißlackierten! Der Müllern, der Plätterin ihr Mann!“

„Der Plät — terin — ihr — — Mann?“

„Gelle, die kann lachen?! Ein netter Mensch! Un immer fidel. Man kann sich reine totlachen. Wenn er zu Hause is steht er im Baden un puffiert de Mädels. Die macht en Geschäftel Au, laß los!“

Krampfhaft preßte Mine den Arm der lustig Schwätzenden. „Wer — heirat“, sagte — der —?“

Berta lachte hell. „Gätt' er vielleicht uf Dir warten sollen?“

„Ne, ne — u ju“, mehr brachte Mine nicht heraus, mechanisch verabschiedete sie sich.

Sonnenschein lag auf dem breiten Trottoir und dem Asphalt der Straße; er tat ihren Augen weh. Die brannten wie Feuer. Am Schatten der Hauswände schlich sie zurück. Die Destille gähnte sie an wie ein Grab. Sie stahl sich auf ihren Hängeboden und riß sich den Hut vom Kopf. Aus dem Spiegelscherben guckte ihr ein blaßes, gänzlich verdugtes Gesicht entgegen; da baßte sie die Faust. „So 'n Berl“, sagte sie ingrinnig, und dann warf sie sich übers Bett und heulte in ihr Rissen. Und überm Weinen schlief sie ein. Als sie erwachte, dunkelte es bereits.

Eine grenzenlose Verlassenheit überkam sie plötzlich — hatte sie denn gar niemanden, der sich um sie kümmerte? War sie ganz allein in der großen wildfremden Stadt? Mit einem sie völlig übermannenden Schmerz dachte sie an Bertha. Die saß in einem Biergarten und amüßte sich, oder tanzte vielleicht gar und ließ sie hier allein hocken in dem dunklen Loch! Sie hätte sich die Augen aus dem Kopfe weinen mögen. Was sollte sie jetzt machen? Nach Hause schreiben? Ach nein! Ging es ihr denn so gut, daß die zu Hause Maul und Nase aufsperrten würden?

Sie schluckte die Tränen herunter und erhob sich müde und unlustig. Daß auch die Grete gar nicht zu ihr kam! Selbst die Elli wäre ihr jetzt recht gewesen.

Sie setzte sich wieder den Hut auf und ging langsam hinüber zum Grünramkeller; Schritt setzte sie vor Schritt, fast widerwillig, und doch zog sie's gewaltsam. Sie konnte die Einsamkeit nicht länger mehr ertragen.

Da stand sie vor der blauackierten Tür — die war fest verschlossen. Mit trübseligen Augen sah sie die Straße auf und nieder, dämmrig war's und weiche müde Lust. Einzelne Pärchen schlenderten in sonntäglich-feligem Beieinandersein übers Trottoir — die kamen vom Tiergarten oder von irgendwo weit draußen her, aus Wald und Heide! Ein Mädchen mit lachendem Gesicht trug einen ganzen Strauß goldgelber herbftlicher Blätter und einen Zweig kirschroter Beeren in der Hand. Ach —!

Sie klopfte wieder und wieder, nicht nur mit dem Finger, sie nahm die ganze Faust. Vergebens! Da lief sie durchs Tor auf den Hof des Hauses, vielleicht, daß Reschtes ihr Klopfen an der Hintertür hörten. Einer mußte doch zu Hause sein, immer blieb einer da, um hintenherum vergeßlichen Dienstmädchen eine Flasche Bier oder sonst etwas zum Abendbrot Benötigtes zu verabsolgen.

Auch hier ihr Klopfen vergebens! Sie rief: „Onkell Tante! Gretel!“

Mit sehnsüchtigem Blick musterte sie die kleinen tief-liegenden Scheiben der Kellerwohnung, die der aufgewirbelte Kehrriech des Hofes mit einer dichten Haut überzogen hatte. Kein Lichtschimmer. Das ganze große Haus war wie ausgestorben; als Riesensarg stand es unterm Himmel, der sich nächtlich umzog. Masse Sterne schimmerten auf. Das einsame Mädchen reckte sich und legte den Kopf ganz in den Nacken, um oben, zwischen den hohen beruhten Wänden durch, das matte Geflinzel des Herbsthimmels sehen zu können.

Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken. Eine Kaste strich kläglich miauend über die Mauer des Nachbargrundstücks; der Nachtwind erhob sich, versing sich im engen Hof und wisperte in den öden Gden.

Noch immer konnte sie sich nicht zum Fortgehen entschließen. „Onkell Tante! Gretel! Arthur! Trudel! Elli!“ Immer dringender wurde ihr Ruf, es hallte laut über den stillen Hof.

Da öffnete sich oben im zweiten Stock ein Fenster, eine schwarze Frauengestalt neigte sich heraus. „Machen Sie nicht solche Störung am Sonntag! Unten ist keiner zu Hause — alle zum Vergnügen natürlich!“

Das Fenster schloß sich wieder. Der scharfe Ton hatte Mine erschreckt, sie wagte nicht mehr laut zu rufen. Leise, aber eindringlich klopfte sie an das nächste Fenster — es war Arthurs Kammerfenster.

„Arthur! Arthur!“

8.

Die Familie Reschte war gegen drei Uhr ausgerückt. Um zwei schon hatte man angefangen, sich zu der Partie nach Galensee zu rüsten; Trude mußte Elli mit dem Brennreißer die Haare wellen, Mutter Reschte packte eine lederne Handtasche voll mit fettigem Streuselkuchen und belegten Butterstullen. Es war ein hübscher Anblick, als die beiden zierlich gekleideten Mädchen, Trude und Ellchen an der Hand haltend, vor den Eltern herschritten. Herr Reschte sah sehr würdig aus, mit Zylinder und goldener Talmi-Uhrkette; ehrbar führte er seine Frau am Arm, die in einem weichen-blauen Kleide mit spitzenbesetztem Cape stattlich genug einherrauschte. Vielleicht, daß sich draußen für Trude etwas anfaund!

Arthur hatte nicht mitgehen wollen, er gröhlte mit seinen Eltern. Als er allein war, machte er sich's bequem, indem er den Rock auszog und die Stiefel abschlenkerte, legte sich aufs Sofa in die gute Stube, ließ die Beine über die Seitenlehne hängen und rauchte eine Zigarre nach der andern. In der Stille des Sonntags und der Dämmung des Kellers kam ihm der Schlaf; da erhob er sich taumelnd und schlief bis in seine Kammer aufs Bett, da lag er noch bequemer.

Schon in der ganzen letzten Zeit war Arthur maulfaul gewesen, verdrossen war er am Morgen mit seinen Büchern unterm Arm in die Schule geschlichen, verdrossen kam er heim, mürrisch stocherte er im Essen.

„Was is denn los, Artur?“ hatte die besorgte Mutter gefragt. „Daß de stille bist,“ schrieb sie die stumme Grete an, „störe Artur nicht immer! Der hat seine Gedanken in'n Koppe, der will Doktor werden!“

Daß sie nun gerade darauf verfaßten waren! Artur hatte nicht die geringste Lust zum Studieren. Nicht einmal zu den Schularbeiten! Statt die zu machen, lag er in seiner Kammer auf dem Bett und brüselte oder er saß da, die Beine weit von sich gestreckt, die Füße gegen einen Haufen Bücher gestemmt, und paffte und paffte.

Michaeli war er nicht verfeßt worden, nun saß er nach den Ferien wieder mit Jungen in der Tertie zusammen, die über einen Kopf kleiner waren als er. Und diese Knirpse machten sich über ihn lustig! Er verlor ganz die Fassung. Wenn er aufgerufen wurde, wußte er gar nichts mehr. Der Lehrer suchte die Aehseln; er sagte nichts, aber er nahm den jungen Menschen, dem schon der Schnurrbart sproßte, beiseite und gab ihm zu überlegen, ob es nicht besser für ihn wäre, etwas anderes zu ergreifen, als noch neben Kindern die Schulbank zu drücken.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Nekrolog.

Aus dem Polnischen des A. Strug.

(Schluß.)

Wie lange, wie schrecklich lange ist das alles her! Eine neue, unbekannte Arbeit begann. Schwer, peinlich und bitter.

Wie armselig, wie gering erschien uns mit einmal unsere Weisheit, wie abgenützt unsere Gelehrsamkeit, die sich in uferlosen Diskussionen ergoß! Wie unbarmherzig verspottete uns das wirkliche Leben und das lebendige Werk, vor dem unsere ungeübten Hände ratlos herabstanken! . . .

Erinnerst Du Dich noch? Es war vielleicht die schwerste, die schwierigste Probe! Da erst begannen die Schultern sich unter der Last zu beugen, es hieß die Zähne zusammenbeißen und auszudauern, anzuharren. . . . Und als die böse, dunkle Stunde kam, in der sich der Stachel des Mißtrauens und Zweifels in die Seele bohrte — dieser furchtbare Moment, wo der Soldat während des Ansturms plötzlich erlahmt und davonlaufen möchte . . . Da blicktest Du mir in die Augen, lange, lange schweigend. Und ich wandte mich und lehrete zurück, Du warst der Stärkere.

Weißt Du es noch? Nur wir beide waren noch allein geblieben, ganz allein auf der großen, weiten Welt, nach der schweren Niederlage. Da wollten wir beide, zu zweien es ganz allein unternehmen. Heute würde kein Mensch daran glauben wollen und doch — nur wir beide ganz allein und niemand sonst war mehr da. Jetzt nach so vielen Jahren fällt es mir selbst schwer, daran zu glauben! Es scheint aber wahr, was in der heiligen Schrift geschrieben steht: — es gibt einen Glauben, der Berge zu versetzen vermag. . . .

Diese Zeiten des Hungers, des Elends und des Mißtrauens der Menschen, der Furcht und des Reides . . . Für zehn mußten wir beide schaffen und für einen essen. Wenn unser Spinnweben im Winde riß, flüchten wir es gläubig und fragten uns: Was wird daraus? Zinferniss, Intrigen, Verrat. Ewiges Bekritteln, Tadeln, Rörgeln ertrugen wir. — Doch das war nicht das schlimmste, waren wir doch daran gewöhnt, in ewiger Besorgnis zu leben! Und dennoch lebten wir. Wenn das Verderben sicher und unvermeidlich schien, dann stellte sich ein Wunder ein und erlöste uns. Wir staunten oft, und Du pflegtest zu sagen: „Wahrlich, ein Gott ist mit uns“. Erinnerst Du Dich, wie wir einst auf der Flucht in einen Kramladen flüchteten? In der Altstadt. Schon schien alles verloren, wir handelten nur mehr instinktivmäßig! Die Händlerin sagte kein Wort, wir auch nicht — kein Wort. Und die Polizei war uns dicht auf den Fersen. Und sieh', wer hatte sie's gelehrt, ganz harmlos zu sagen: „dort sind eben zwei vorüber gerannt, in jener Richtung, dünkt mich.“ — Uns aber ließ sie durch die Hintertür, öffnete das Tor, alles schweigend, ohne ein einziges Wort zu sagen. Ob sie noch lebt, unsere Retterin? Oder der Jude am

Tor? Erinnerst Du Dich? „Geben Sie, meine Herren, nicht in die Wohnung, oben ist die Polizei.“ Wer war es? Woher kamte er uns? Woher kam dieser Jude?

Wir hielten aus bis sich der Zweite, Dritte, Zehnte, Hundertste und Tausendste zu uns gesellte. Nun schwirrt es im Neste, und — es könnte vielleicht auch ohne uns schon gehen. Aber warum konnten wir nicht zusammenbleiben, nicht an einem Tage gehen?

Hätten wir doch nur jemals einen freien Augenblick gehabt! Aber Tag um Tag standen wir wie auf heißen Kohlen. Nun sind die Jahre dahin. Raum kann ich's glauben. Es scheint wie ein Traum! . . . Immer trugen wir zusammen das gleiche Los. Wen hattest Du auf der Welt außer mir? Sag's?

Denn auch ich hatte nur Dich . . . Dich allein? Wie konnte es geschehen? Nicht ein einziges Mal ist es zur Aussprache zwischen uns gekommen. Keiner von uns hat es dem andern gestanden.

Schämtest Du Dich der Sentimentalitäten? Wie fiel ein wärmeres Wort — das ganze Leben hindurch nicht.

Dafür stritten wir um so öfter. Um der geringsten Kleinigkeit willen ereiferten wir uns, stürzten aufeinander los. Dit mußte man uns miteinander verfühnen — denke, uns beide — mich mit Dir . . .

Du warst auf der Linken, ich auf der Rechten von Anfang an, selbst dann, als wir beide noch ganz allein waren und niemand außer uns. Ich weiß aber, daß wir immer zusammen waren, daß wir für einander einstanden — wie Brüder. Ein dummes Wort! Denn was bedeutet „Brüder“? Wen hattest Du auf der Welt? So sprich doch, schäme Dich jetzt nicht mehr. Warum hast Du nie den Mund aufgetan? Du wußtest doch, daß ich nicht imstande dazu war. Worauf hast Du gewartet? Nun ist es zu spät, siehst Du?

Ich konnte mich von Dir nicht verabschieden, Dir nicht noch einmal ins Auge blicken . . . Es war nicht erlaubt. Was alles war uns im Leben nicht erlaubt?

Nicht erlaubt — der Dienst verbietet's. Aber ich sage Dir, wäre ich in jener Stunde bei Dir gewesen, ich hätte Dich angeblickt, Du wärest aufgestanden, ich verändere Dich . . .

Und wärest Du auch nicht aufgestanden, — wie wäre es auch möglich gewesen —. Hätten sich nur einmal noch unsere Blicke begegnet, ich hätte Dir zuletzt doch alles gesagt, wenn auch nicht in Worten, — in Worten, siehst Du, hätte ich's ja doch nicht vermocht. . . .

Aber da hilft kein Klagen. Ich mußte darauf verzichten . . . Hör' mal, Alter, sag' mir auch noch eins; man sagt, in Deiner letzten Stunde habest Du Dich in der Stube lachend umgesehen, habe Dein Bild sich erwartungsvoll auf die Tür geheset . . . In der letzten Stunde. . . . Wen suchtest Du in jenem Augenblicke?

Wen erwartetest Du? Sag' die Wahrheit und versuche nicht, mir auszuweichen. Du mußt es mir gestehen, Du mußt . . . Mich brauchtest Du?

Du starbst in einem fremden Bette. Sie zogen Dir einen fremden Rock, fremde, geschenkte Stiefel an . . .

Sag', was haben wir je befehen, was je unser eigen genannt? Seit wie viel Jahren hatten wir keinen eigenen Winkel, keinen freien Augenblick, der uns gehörte? Keine eigene persönliche Angelegenheit? Man dachte eben nicht an solche Dinge — immer wurden wir herumgestoßen, immer . . .

Ein Hundeleben war es . . . Du hättest auf mich hören sollen, einmal, ein einziges Mal irgendwo ausruhen. Du wolltest davon nichts hören. Dann hättest Du vielleicht doch noch ein Jahr oder zwei Dich hingehockt und wenigstens etwas erlebt, eine hellere Morgenröte. Und es wäre Dir leichter gewesen . . . Gewöhnlich hieß es, wir werden ausruhen, wenn man uns einsperrt. Wir werden uns erholen, wenn wir erst im Gefängnisse, in der Verbannung sind. Und es gab Augenblicke, in denen wir uns danach sehnten.

Zuweilen entrang sich uns sogar das phyllostrofe Wort: Wenn sie der Teufel doch einmal schiden wollte.

Aber sie kamen nicht . . . wie zum Trost nicht. . . .

So bist Du, ohne einen Augenblick gerastet zu haben, wie ein müder, abgehefter Gaul im Gesähre gefahren. . . .

Ruhe aus . . . ruhe aus. . . .

Ich will also Deine Geschichte schreiben. In lebendigen kraftvollen Worten, damit Du den Menschen in Erinnerung bleibst, lange, lange.

Lauten, tönenden Ruhm will ich Dir schaffen . . . Dir, dem unterirdischen Menschen, dem Menschen ohne Namen!

Deinen Namen will ich enthüllen. Tausende soll er mit Stolz erfüllen, er sei ihnen eine lebendige Mahnung, er gebe ihnen Zuversicht, ein Ansporn und ein Ruf zum Kampfe sei er ihnen!

Sie sollen ihn erfahren! . . .

Ich muß eilen. Die Nummer ist fertig und wartet nur noch auf Dich. Morgen beginnen wir zu drucken, ich werde die ganze Nacht am Kasten stehen und Deiner Verdienste gedenken. Man hat Dir nur eine Spalte gelassen, dort muß die ganze Arbeit Deines

Lebens, muß Deine ganze Seele Raum finden. Es wird Dir eng werden im Trauerrahmen, und meine Geschichte wird kurz sein. In dieser Nacht noch vollende ich meine Arbeit.

Die Nacht ist ruhig und gefahrlos. Einsam werde ich diese Nacht noch mit Dir verbringen, mit Dir, mein toter Bruder . . . Buchstaben an Buchstaben werde ich reihen und Wort um Wort daraus bilden . . . Und wer weiß? Vielleicht wird aus den Tränen der Erinnerung, aus dem Schmerz meines Gedankens in der Stille dieser Nacht Dein Schatten sich lösen und an mich herantreten — aus einer unbekanntem Welt, still und traurig mir ins Auge blicken, einen Moment bei mir verweilen, mich stumm begrüßen und zerfließen . . .

Am heißt es beginnen. Morgen werden wir Vogen um Vogen druden, und es wird ein heßiger Arbeitstag in unserer unterirdischen Schmiede werden.

Morgen wird sich die Maschine drehen, leicht und sicher. Knisternd wird das Papier sich zu einem Stoße gedruckter Vogen häufen, höher und immer höher. Und diese Nummer mit Deinem Namen wird den gewohnten Weg in die Welt gehen. Weit über die polnische Erde hinaus werden Menschen sie gierig lesen, werden Dir eine Träne nachweinen, eine heimliche Träne, die ihre Kraft sählt, und zum Schwure werden sie die Hand erheben. . . Deine Nummer wird in die zweite Welt gehen. Die einen werden sie den anderen reichen, immer weiter und weiter, von Hand zu Hand geht der zerstückte Vogen, bis er endlich neue unberührte Menschen erreicht. Der Zufall wird ihn ergreifen, der Wind auf einen Weg wehen, wo ihn endlich einer findet und fortträgt — der unbekanntem Mensch.

Die prähistorische Sonderausstellung im Museum für Völkerkunde.^{*)}

Bekanntlich hat sich im Museum für Völkerkunde das Material aus aller Herren Länder dergestalt aufgehäuft, daß es selbst in Kellern und Bodenträumen nicht mehr Platz findet, geschweige dem Publikum zu Gesicht kommt. Für Laien wie für den Fachgelehrten ist ein Aufenthalt in den engen, dunklen Gängen zwischen den hohen Glaschränken mit ihrer geradezu genialen Ueberflüssigkeit fast eine Tortur zu nennen. Ein Neubau soll ja nun draußen in Dahlem entstehen, aber bis zur Ueberführung nach dort werden wohl noch Jahre vergehen.

Da hat sich die Museumsverwaltung — der Historikerkongress im vergangenen Herbst gab den äußeren Anlaß dazu — zu einem Aus Hilfsmittel entschlossen, für das man ihr nur dankbar sein kann. Sie hat in drei Sälen eine Auswahl ihr gehöriger, teils auch von fremder Seite hergeliehener prähistorischer Gegenstände zur Schau gestellt, die uns ein ziemlich vollständiges Bild von der Entwicklung der menschlichen Kultur bis zum Eintritt der Völker in die Geschichte geben. Zwar kann man sich mit der Art der Aufstellung nicht immer einverstanden erklären; besonders im zweiten Saal dürfte der Laie ohne kundigen Führer bald die Ueberflüssigkeit und den Zusammenhang verlieren. Aber das liegt, wenn auch zum Teil an der Anordnung des Stoffes, so doch meist an der Unzulänglichkeit der Räume. Die Museumsverwaltung hätte gut daran getan, das Material auf die doppelte Anzahl Räume zu verteilen. In einem Museum braucht es nicht volkgepfropft bis in die äußersten Ecken hinein wie in einem Trödlerladen auszusehen; je weniger in einem Raum ausgestellt ist, desto größeren Nutzen hat der Beschauer, weil er keine Aufrmerksamkeit dann mehr konzentrieren kann. Einiges andere könnte noch für die Zeit, während der die Ausstellung dem Publikum geöffnet bleibt — voraussichtlich ungefähr noch ein halbes Jahr — angeordnet werden: Der Eingang ist etwas sehr versteckt, und irrtümlich sind viele Museumsbesucher der Ansicht, für die Sonderausstellung würde ein Eintrittsgeld erhoben, und lassen sie daher links liegen. Vor allem aber war die jegliche Etikettierung der einzelnen Schauobjekte wohl für die Fachgelehrten des Historikerkongresses genügend, dem Laienpublikum aber ist sie zumest ein Buch mit sieben Siegeln; umfassendere Angaben und eingehendere Erklärungen an den einzelnen Schränken wären sehr am Platze.

Die Prähistorik, die Vorgeschichte des Menschen, ist ein nicht allzujehr bekanntes, bei dem Volke durch die Naturwissenschaft etwas in den Hintergrund gedrängtes Fach; populäre Darstellungen sind kaum vorhanden. Kürzlich ist ein vorzügliches, gemeinverständlich geschriebenes, dabei billiges Buch über Prähistorik mit guten Illustrationen erschienen: G. Schwantes, Aus Deutschlands Urgeschichte. Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk, Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig. In Deinen gut gebunden 1,80 M. Ferner ist außer dem größeren Werke von A. Reinhardt: Der Mensch zur Eiszeit in Europa

^{*)} Das Museum ist in diesem Monat Sonntags von 12—3 Uhr, wochentags (außer Montag) von 10—3 Uhr gratis geöffnet. Die Sonderausstellung befindet sich partee links

die gleichfalls populäre und gut illustrierte Darstellung: Der Mensch der Urzeit von Driesmanns, Verlag von Strecker u. Schröder in Stuttgart, Preis 2 M. zu nennen.) Man kann so ziemlich jedem Besucher des Museums deutlich ansehen, daß er sich aus den Steinen und Töpfen und Scherben und dem alten Eisen keinen Vers machen kann; bei Indianerwampuns und chinesischen Porzellanfiguren läßt sich doch wenigstens etwas denken! Im folgenden soll daher berührt werden, ein leitendes Band herzustellen zwischen den mannigfachen ausgestellten Resten einer prähistorischen Kultur, ausgehend von jenem weit zurückliegenden Zeiten, wo der Mensch sich durch die ersten selbstgefertigten Werkzeuge über das Tier zu erheben begann, bis zu den Tagen, wo geschriebene Denkmäler uns die Geschichte der Völker überliefern.

Kein Buch, kaum ein Heldeusang, eine halberklingene Sage meldet von jener Zeit; aber wir haben zwei Quellen, aus denen wir eine ziemlich genaue Kenntnis des Kulturlebens während der menschlichen Urgeschichte schöpfen: einmal die Zustände, wie sie bei primitiven Völkern der Jetztzeit und vor Augen treten, aus denen wir auf unsere eigene Vergangenheit zurückschließen können, ebenso wie eine vergleichende Biologie der heutigen Organismenwelt uns über deren Entwicklung belehrt. Und wie ferner auf Grund paläontologischer Funde sich die Entwicklungsgeschichte bis in die fernsten Erdentage zurückverfolgen läßt, so haben wir auch vom Kulturleben unserer Urvorfahren gewissermaßen „Fossilien“, die uns ein Bild von ihnen vermitteln können; das sind Werkzeuge und Waffen, Schmud und Kultgegenstände, die, im Boden vergraben, die Jahrhunderte und Jahrtausende überdauert haben, und oft besseren Aufschluß geben, als es schriftliche Quellen vermocht hätten.

Die Prähistorik teilt die Urgeschichte des Menschen auf Grund des Materials, aus dem die erhaltenen Gebrauchsgegenstände hergestellt sind, in eine Stein- und eine Metallzeit, welsch letztere wieder in eine Bronze- und Eisenzeit mit verschiedenen Unterabteilungen zerfällt. Es ist aber festzuhalten, daß diese keine Zeitperioden, sondern nur Kulturstadien sind, eine Art Kulturwellen, die von einem bestimmten Punkt ausgehend allmählich über alle Völker hinwegrollten, bis sie von einer nachfolgenden abgelöst wurden. Einigermaßen zu datieren sind sie nur bei einzelnen Völkern; z. B. wurde die Steinzeit im Euphrat- und Tigrisland schon um 4000 vor Christi überunden, in Mitteleuropa erst an 2000 Jahre später, und viele Völker, wie Eskimos, Tasmanier, Papuas und andere sind heute noch nicht über die Steinzeitstufe hinausgekommen. Auch gilt die unten skizzierte Aufeinanderfolge nur für Europa; eine Bronzezeit scheint z. B. bei den afrikanischen Negervölkern zu fehlen, sie gingen vom Stein direkt zum Eisen über.

I. Die Steinzeit.

(Saal I, die Nummern befinden sich meist an der Schmalseite der Schränke.)

Bereits in der ersten Hälfte der Tertiärzeit, in oligozänen Gesteinsablagerungen, finden sich da und dort, besonders in Frankreich, dem nassischen Land der Prähistorik, Spuren vom Vorhandensein menschlicher Geschöpfe, die gerade jetzt um so größere Bedeutung gewinnen, als der kürzlich in Corréze ausgegrabene Menschenspinus aus dem Ende der Tertiärzeit ein Mittelglied zwischen dem Affen- und dem Eiszeitmenschen darstellt. In tertiären Schichten sieht man bei Ausgrabungen auf verschiedene Feuersteine, die deutliche Spuren einstigen Gebrauchs aufwiesen, die sogenannten Colithen (d. h. Steinwerkzeuge aus der Vorgeschichte der menschlichen Kultur — Schrank 1 A, Fach 1). Zwar ist die Benutzung von Werkzeugen an und für sich nicht das Unterscheidende zwischen Mensch und Tier; der Affe bedient sich ja auch der Steine zum Nüsseaufklopfen und handfester Stöcke, um sich zu füttern oder sich zu wehren; aber die Herstellung und Zurichtung von Werkzeugen, die Spuren, daß die Steine zu einer bestimmten Form erst zugehobelt wurden, sind ausschlaggebend bei der Beurteilung der ältesten menschlichen Artefakte: sie verraten erhöhte intellektuelle Fähigkeiten. Die ausgestellten Colithen zeigen ganz deutlich, wie an den Kanten passender Feuersteine Splitter zum Schärfeu abgepfalten wurden, wie dem ganzen eine zweckmäßigere Form gegeben worden ist, die offenbar der menschlichen Hand angepaßt war. Es sind einige starke Bohrer, die wohl auch zum Schneiden gedient haben mochten, und verschiedene Arten sogenannter Schaber, mit denen anscheinend das Fleisch von den Häuten und Knochen entfernt wurde (vgl. auch in Schrank 4 A, Fach 2 die Herstellung der Steinwerkzeuge).

Eine Vervollkommnung und weitere Differenzierung dieser primitiven Werkzeuge läßt sich während des ganzen Tertiärs nicht konstatieren. Erst die Eiszeit war es ja, die große Zeit der Not, die aus den vormaligen Geschöpfen höherstehende Kulturmenschen sich entwickeln ließ. Aber die letzten Gletscher waren schon lange über die Ostsee zurückgewichen, als immer noch Holz und Stein die einzigen Materialien waren, aus denen Waffen und Werkzeuge verfertigt wurden. Man teilt die Steinzeit in zwei große Perioden, eine ältere oder paläolithische und eine jüngere oder neolithische; in jener wurden Waffen und Werkzeuge — ein Unterschied zwischen beiden bestand ursprünglich nicht — soweit sie nicht aus dem leicht verweidlichen Holz gefertigt waren, aus Feuerstein zugehoben, in der jüngeren Steinzeit wurde die Schärfe durch Schleifen des Steins herbeifertigt.

Die ältere Steinzeit nimmt in Mitteleuropa erst nach dem Verschwinden der letzten Eiszeit ihr Ende (Schrant 1—3 A). Während der Vereisung waren die vom Eis bedeckten Gebiete Mitteleuropas selbstverständlich von Menschen nicht besetzt, erst mit dem Weichen der Gletscher rückten sie von Süden und Osten wieder nach. Aus der ersten Zwischenzeit (Neolithen-, Mafflian- und Resbiniensstufe, so genannt nach den Hauptfundorten in Frankreich; Schrant 1 A, Fach 2 und 3) fanden sich zahlreiche art- und mehrerleiartige Feuersteinwerkzeuge; als Waffe wurden damals wahrscheinlich vorn zugespitzte und im Feuer gehärtete Stäbe benutzt, von denen natürlich keine Spur erhalten ist. In der zweiten Zwischenzeit ist der Fortschritt schon viel deutlicher zu beobachten. Mittlerweile hat der Mensch bei der Verarbeitung seiner Werkzeuge die Erfindung des Feuers gemacht, wovon unverkennbare Spuren zurückgelassen sind. In der Chelléen-, Acheuléen- und Moustérien-Periode (Schrant 1 B) tritt als „Leitfossil“ der Faustkeil hervor, ein Universalinstrument, das wohl besonders als eine Art Handbeil Verwendung fand. In Deutschland sind Reste einer ähnlichen Kultur in der Müdelandhöhle im Harz und besonders bei Taubach in Württemberg aufgedeckt worden; die typischen Faustkeile sind übrigens über die ganze Welt in großer Zahl verbreitet; bei St. Acheul hat man ihrer an 20 000 gefunden, und in ganz Afrika, ja selbst in Indien und China trifft man sie. Der damalige Mensch — eine Rekonstruktion seines noch viele Affenmerkmale aufweisenden Kopfes nach einem kürzlich bei Le Moustier gefundenen Schädel (vgl. Schrant 1 B, Fach 2) — jagte neben kleineren Tieren Elefant und Rhinoceros, auf deren Blut und Knochenmark er besonders erpicht war; auch fanden sich in Europa unzweifelhafte Spuren des Kannibalismus.

Auf der höchsten Stufe ihrer Entwicklung treffen wir die paläolithische Kultur in der dritten Unterglazial- und während der letzten, nicht sehr bedeutenden Eiszeit (Stufe des Magdalénien, Schrant 2 A und B und 3 A). Das Fleisch der Rentiere bildete damals die Hauptnahrung; aus ihrem Geweih und ihren Knochen fertigte sich der Mensch einen großen Teil seiner Geräte, Pfeile und Lanzenspitzen, Spriemen und Nähnadeln, Harpunen mit Widerhaken, Signalpfeifen aus den Reihengliedern des Rentiers. Die ersten Anzeichen einer mehr geistigen Kultur machen sich bemerkbar: an einigen Gegenständen sind Einschnitte, offenbar zu Zählzwecken wie bei einem Kerbholz, angebracht, andere sind mit allerhand Tierbildern verziert. Wir treffen da ein überaus feines künstlerisches Empfinden; die in dem kleinen Uffach neben Schrant 3 ausgestellten Bilder, eingeritzt auf Geweih- und Knochenstücke, verzeihen, wie diese primitiven Menschen mit geradezu frappanter Naturkreuz hier ihre Jagdtiere — vielleicht zu Fetischzwecken — darzustellen; derlei impressionistische Zeichnungen sind auch zu vielen Hunderten in die Wände der Höhlen eingegraben, die der Mensch damals bewohnte. Von einem solchen Ausmaß können wir natürlich erst von dem Zeitpunkt ab die Rede sein, wo man anfing, Werkzeuge und Waffen herzustellen, die für längere Dauer bestimmt waren.

Mit dem allmählichen Wärmeverden des Klimas verschwand die Kultur der Rentierjäger; das Hauptjagdtier war nun der Hirsch. Mehr und mehr wurde nun auch der Norden Europas besiedelt; doch geschah dies schwerlich vor dem 6. vorchristlichen Jahrtausend. In die Stelle der zugeschlagenen Feuersteingeräte treten, zuerst im südöstlichen Europa und westlichen Asien, die geschliffenen, die man überdies mit Hilfe von Knochen oder Holz und seinem Quarzsand zu durchbohren verstand (vgl. Schrant 4 A, Fach 2). Der Feuerstein, dessen man für dünne, schmale Messerlingen und dergl. doch noch nicht entkraten konnte, wurde damals regelrecht in Bergwerken ausgebeutet; daneben treten als Material für Beile usw. neben Granit und Schiefer auch Neophit und Jadeit (vgl. Schrant 5 A und B), zwei äußerst harte Gesteinsarten auf, die sicher nur auf dem Handelswege vom südlichen Europa und Kleinasien nach dem heutigen Frankreich und Deutschland eingeführt sein konnten. Die kulturelle Veredlung des Menschen hat weitere Fortschritte gemacht; er ist zum Viehzüchter und Halbbauer geworden; Spinnwebel deuten auf den Anbau von Flach; in Moosfunden wurden allerhand verholzte Getreidelöhner und Knochen seiner damaligen Haustiere: Ziege, Schaf, Schwein, Hund und Gans zulage gefördert (vgl. Schrant 6, Fach H und I).

Typisch für den Beginn der jüngeren Steinzeit ist die Stufe der sogenannten Rjökensmøddinger, d. h. Küchenabfallhaufen. Am Strand der Nord- und Ostsee, besonders auf Jütland, fanden sich zahlreiche menschliche Kulturreste zwischen ungeheuren, oft mehrere Meter hohen Muschelhaufen, auf denen die dortigen Bewohner gelebt und um sich einen Ball von den Meeren der vergehenden Muscheln angehäuft hatten. Das war vor circa 12 000 Jahren, als die Ostsee noch mit dem weichen Meer verbunden war und Äufern ihre Tiefen belebten. Werkzeuge dieser Stufe finden sich in Schrant 3 B.

Auf derselben Stufe begegnen wir den ersten Tongefäßen (die allerdings in der vorliegenden Sammlung nicht vertreten sind). Die Kunst der Töpferei ist jetzt augenscheinlich auf die des Flechtens zurück; indem man nämlich Weiden- oder Wirsingfleder durch Wehm zu dichten versuchte, machte man die Beobachtung, daß der getrocknete und in ungleich höherem Maße der im Feuer gehärtete Ton, genug Festigkeit zum Aufbewahren von Flüssigkeiten und — wie man später fand — zum Kochen von Speisen hatte. Zum Vor-

bild nahm man die ältesten Trinkgefäße, hohle Kürbisse und die Schädeldecken von Menschen und Tieren; im Anschluß an diese entstanden Krüge und flache Schalen. Ihre Abstammung von Gefäßstörben zeigen die ältesten Tongefäße noch sehr deutlich in dem Muster, das sich davon an der Außen- oder Innenwand abzeichnete, dem später stilisierten Flechtornament. Auch Finger- und Schnurabdrücke wurden zur Verzierung der Tongefäße verwendet; jede Gegend und jedes Zeitalter fast hatte schließlich seinen eigenen keramischen Stil (vgl. Schrant 6).

Die der jüngsten Steinzeit angehörigen Funde entstammen hauptsächlich den Pfahlbauten und Gräbern. Pfahlbau und Gräber wurden besonders in der Schweiz, im Rheingebiet und in Italien gemacht (vgl. Schrant 6, Fach H, I und K). An Stelle der alten mit Rohr und Zweigen überdeckten, halb unterirdischen Wohngruben (nach Art der heutigen Rübenlöcher auf dem Lande) treten zum Schutz vor den Feinden auf Kosten bis weit in die Seen hinein erbaute Hütten (Modell eines Pfahlbaues im folgenden Saal).

Während in den Pfahlbauten und ihrem Umkreis hauptsächlich Gebrauchsgegenstände aus dem täglichen Leben erhalten sind, bergen die Gräber mehr kostbare Prunkstücke, die man dem Toten mit ins Grab gab. Bis zum Ende der Steinzeit begegnen wir einer merkwürdigen, über die ganze Erde verbreiteten Art, die Toten zu begraben, dem sogenannten Hockergrab; die Leiche nimmt eine eigentümlich kauende Stellung ein; verschiedene Spuren lassen darauf schließen, daß ihre Beine mit Nieren an den Leib gefesselt waren (vgl. die Gräber an der östlichen Schmalseite des Saals). Teils sind die Leichen in der Nähe der Wohnplätze begraben, teils auch ruhen sie in großen Steinbauten, den megalithischen Gräbern, in Dänemark „Kistenstuben“ genannt, (vgl. die Modelle an der Westseite des Saals), die offenbar Nachbildungen der altertümlichen Wohngruben darstellten. Alles dies läßt einen Rückschluß auf die religiösen Anschauungen unserer damaligen Ahnen zu, die sicher noch keine persönlichen Götter kannten, sondern einem großen Fetisch- und Dämonenkult huldigten. Besonders vor den Toten scheint man einen riesigen Respekt gehabt zu haben; kindliche Liebe hätte den Leichen niemals so kostbare Waffen und Schmuckstücke mitgegeben. Daher auch die Fesselung der Leiche und ihre Eingrabung, um ja eine Wiederkehr des Toten zu verhindern. Wie ein Alp muß diese Anschauung lange hemmend auf den Völkern der Urzeit gelegen haben. Bis wahrscheinlich zuerst im westlichen Asien am Ende der Steinzeit der Brauch aufkam, die Leichen zu verbrennen. Erst von diesem Zeitpunkt an glaubten sich die Menschen vor der Rückkehr der Toten gesichert; neue, freundlichere Religionen griffen mit der Ausbreitung des Ackerbaues Platz, und die materielle Kultur erhielt durch Einführung des Metalls einen gewaltigen, raschen Aufschwung. In den Funden vom „Rössener Typus“ (Schrant 6, Fach G) befinden wir uns bereits in der Übergangszeit: wir treffen Kupfer neben dem altertümlichen Feuerstein und Leichenbrand neben Skelettbestattung. eg.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Die Ortsbestimmung im Luftschiff. Eine der wichtigsten Unvollkommenheiten der Luftschiffahrt ist bis auf den heutigen Tag die scheinbare Unmöglichkeit gewesen, Ortsbestimmungen während der Fahrt auszuführen. Dadurch wurden die Luftreisen bei gewissen Witterungsverhältnissen immer zu einem Sabaque-Spiel, und man darf wohl ohne weiteres sagen, daß auch die jüngste bellagenswerte Katastrophe während der letzten großen Weltfahrt nicht vorgekommen wäre, wenn man Mittel hätte, sich im Ballon jederzeit ebenso zu orientieren wie auf einem Schiff im offenen Weltmeer. Es ist klar, daß dem endlich abgeholfen werden mußte, und diesem Zweck dient ein jetzt eben veröffentlichtes Buch von Professor Adolf Marcuse über „Astronomische Ortsbestimmung im Ballon“. Dies Büchlein, das sich auch durch seinen geringen Umfang und seine Handlichkeit empfiehlt, enthält alles, was ein Ballon zur Vornahme von Ortsbestimmungen braucht. Es behandelt zunächst die dazu nötige Ausrüstung, gibt dann eine kurze Schilderung des Verfahrens und schließlich sämtliche Formeln und Musterbeispiele für die Ausrechnung der Beobachtungen mit den dazu gehörigen Tafeln in bequemster Form. Ohne über großes Wissen in der Mathematik zu verfügen, kann es danach ohne Zweifel jeder in kurzer Zeit zu der Beherrschung der Kenntnisse bringen, die zur Vornahme solcher Ortsbestimmungen notwendig sind. Da es sich ebenso häufig um Fixstern- als um Sonnenbeobachtungen handeln wird, ist eine Sternkarte beigegeben, auf der die hauptsächlichsten Sterne bezeichnet sind; außerdem zwei Uebersichtskarten für die Abweichungen der Magnetnadel innerhalb Europas. Es ist nicht übertrieben, an dieses Buch die Hoffnung zu knüpfen, daß es der Luftschiffahrt einen Grad von Sicherheit geben wird, der auf einem anderen Weg überhaupt nicht erreicht werden könnte.